

Nr. 145. Bydgoszcz/Bromberg, 29. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(24. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Pankraz setzt sich plötzlich mit raschem Entschluß auf den Schlitten, macht einen Ruck an den Zügeln und der Gaul flitzt in scharfem Trab dahin.

Kein Wort fällt mehr zwischen den beiden. Sie haben beide Mühe, dieses Schwere und Fremde, das vorhin plötzlich da war, zu überdenken. Vevi verbirgt ihr Gesicht halb hinter der Achsel ihres Begleiters. Man weiß nicht, tut sie es aus Verlegenheit, oder geschieht es, um sich vor dem eisigen Wind zu schützen, der nun außerhalb des kleinen Wäldchens wieder scharf über das Feld herspringt.

Da macht Pankraz eine kleine Wendung mit dem Kopf.

„Was ist das mit uns beiden?" fragt er.

Sie schaut ihn an, ganz ruhig und sehr lange.

„Weiß es net, Pankraz."

Er legt den Arm um ihre Schulter. Alle beiden schauen sie geradeaus. Die Glöcklein bimmeln hell und die Schneeflocken wirbeln um die beiden Laternen wie Goldfunken.

„Ich hab dich lieb", sagt Pankraz nach einer Weile.

Vevi gibt keine Antwort. Sie lehnt nur ihr Köpfchen an ihn. Und da hört sie sein Herz schlagen, stark und gleichmäßig wie eine Pumpe.

Als sie sich Breitbruck nähern, fährt der Zug auch soeben in die Station.

„Jetzt kannst du daheim sagen, du bist mit dem Zug kommen", meint Pankraz.

„Ja", erwidert das Mädchen, und es kommt ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß sie damit lügt.

„Wenn deine Mutter net so — ich weiß gar net, wie ich sagen soll — wie deine Mutter ist."

„Net bös sein, Pankraz. Die Mutter meint es net so."

„Weißt du vielleicht, was sie gegen uns hat?"

„Nein, Pankraz."

Pankraz denkt eine Weile nach, dann sagt er, auf ein anderes Thema überspringend:

„Warum darfst du nie fortgehen, auf die Musik und so?"

„Bin doch heuer erst achtzehn Jahr alt worden, und im Sommer durch ist ja nie was gewesen."

„Aber am Heiligdreikönigstag haben die Trachtler ihre Weihnachtsfeier. Kommst da? Es tät mich schon recht freun, Vevi."

„Wirklich, Pankraz?"

„Warum glaubst du mir nix, Vevi?"

„Doch, ich glaub dir schon. Wenn ich darf, komm ich."

„Brauchst ja nix sagen daheim, daß wir zwei es ausgemacht haben."

Sie schüttelte den Kopf.

„Kein Wörtl schnauf ich."

Nun zweigt der Weg zur Sägemühle ab. Pankraz hält den Gaul an, hilft Vevi vom Schlitten und reicht ihr die Pakete aus dem Hinterteil des Schlittens.

Dann reichen sie sich die Hände

„Vergelt's Gott, Pankraz, weil d' mich mitg'nommen hast."

„Ich müßt dir ja danken, Vevi. Ich wollt, es wär noch stundenlang so fortgegangen."

„Ich auch", gesteht sie ehrlich und schaut ihn an. Dann sagen sie gute Nacht, und eins tritt vom andern schnell hinweg, denn man hört Schritte von der Sägemühle her kommen.

*

Vom Kirchturm herauf schlägt eine späte Stunde der Nacht. Es hat zu schneien aufgehört, und Vevi sieht von ihrem Bett aus die Sterne am Himmel leuchten.

Gott, was ist das nur? Sie kann nicht schlafen. Diese schweren und doch so frohen Gedanken. Ihr Dasein hat plötzlich einen anderen Sinn bekommen. Wie ein Märchen war das, diese Fahrt durch das leuchtend weiße Land.

„Ich hab dich lieb . . ."

Diese Worte klingen in ihr nach, tausendfältig und immer wieder von neuem. Und immer haben sie einen anderen Sinn, immer ein anderes Gesicht. Dem Mädchen ist zumute, als habe sie Gott mit unbegreiflicher Güte in irgendeinen Glanz gehoben, in dem sie nun lebt und in dem sie ihre Gedanken ausbreiten kann, wie sie mag; es wird ein jeder schön und lichterfüllt.

„Ich hab dich lieb", sagt sie ganz leise vor sich hin. „Nein, ich liebe dich", verbessert sie sich und horcht dem Klang nach. Dann denkt sie, was die Mutter wohl sagen wird. Heute ist es ja nicht mehr so wie damals, daß sie Angst haben muß, gescholten zu werden, weil sie mit dem Sägemüller-Pankraz zusammen war. Und doch, und doch. Kein Wort hat sie verlauten lassen von all dem, was an diesem Tage geschehen ist. Sie wurde nicht gefragt, ob sie mit dem Zuge gekommen sei, deshalb hat sie auch nicht lügen brauchen.

Sie rechnet die Tage aus, wie lange es noch sei bis Heiligdreikönig. Fast vierzehn Tage noch. So lang noch? Das ist ja kaum mehr zu ertragen, dieses lange Warten.

Das ist das Wunder der ersten Liebe. Kaum regt sie sich, erfüllt sie die Menschen mit Ungeduld und drängender Erwartung. Die Stille der Seele ist aufgebrochen, in des Wesens tiefsten Gründen wogt und wallt es, als spränge eine Quelle hervor. Ein Gedanke ist jubelvoller zu denken als der andere. Man versenkt sich in demütiger Dankbarkeit in die unerfüllten Träume, um dann später fassungs- und hilflos durch die Tage zu irren, wenn die harte Wirklichkeit alle Träume zerbricht und anderes gestaltet.

*

Endlich kommt der Heiligdreikönigstag heran. Monika hat nichts dagegen, daß die Vevi zur Christbaumfeier will. Sie ist ja jetzt alt genug und soll ein wenig mehr von ihrer Jugend haben als sie. Zudem wird sie ja der Jungknecht Michael begleiten.

Michael Brechtl ist ein Bursche, auf den schon ein Verlaß ist. Für seine einundzwanzig Jahre ist er groß und breitschulterig; eine Gestalt, wie aus Eisen gefügt. Ruhig im Wesen, ehrlich und treu. Das schmale, dunkelgebräunte Gesicht hat einen gewinnenden Ausdruck. Das aschblonde

Haar fällt leicht gewellt in die Stirn hinein, darunter leuchten die großen Augen mit scharfem Glanz.

Er steht jetzt vor dem Spiegel, gibt seinem Hut schon zum drittenmal eine andere Form, schaut auf die Uhr und läßt dann einen tiefen Seufzer los.

„Ja, was ist denn? Wie lang braucht denn die Vevi noch? Derweil zieh ich mich ja dreimal um."

„Du bist ja auch kein Weiberleut", lächelt Much. Die Bäuerin aber steigt auf die Bank und klopft mit den Knöcheln an die Stubendecke.

„Was ist denn, Vevi, wirst du heut nimmer fertig?"

„Gleich komm ich", kommt es von oben gedämpft zurück.

„Tu mir fei aufs Madl ein bissl aufpassen, Michl", sagt jetzt Monika.

„De fehlt sich nix", antwortet er.

„Ja, das weiß ich schon. Aber mußt denken, das Madl ist noch jung. Da mußt schon du der G'scheitere sein."

„Ich paß auf wie auf meinen Augapfel", versichert der Knecht.

Im selben Moment öffnet sich die Türe, und Vevi kommt herein; einen breitgestreiften Rock an, darüber einen dunkelblauen, geblumten Seidenspenzer, der die Büste straff umschließt, auf den Zöpfen das grüne Trachtenhütel mit dem wippenden Gemsbart. Den Mantel trägt sie noch auf dem Arm.

„So, jetzt bin ich's", sagt sie, ihre Ungeduld nur mühsam meisternd.

Wie sie so dasteht, ist sie ein Bild kraftvoller Schönheit und blühenden Lebens. Die Mutter betrachtet sie mit heimlichem Stolz, und der Much fragt schmunzelnd, für wen sie sich so schön hergerichtet habe. Niemand hat bemerkt, wie es in den Augen des Jungknechts aufgeleuchtet hat, als Vevi eintrat. Nur einen Augenblick. Jetzt ist dieses Gesicht wieder unbeweglich. Er hilft dem Mädel in den Mantel und greift nach dem Krückstock, der an der Ofenstange hängt.

„Gehn wir?" fragt er.

„Ja, gehn wir. Gut Nacht, Mutter, gut Nacht, Much!"

„Gut Nacht. Und — du gehst fei mit dem Michl wieder heim, Vevi. Und net gar zu lang ausbleiben."

„Mei, da kann man nix G'naues sagen", meint Michl. „Wie 's uns halt grad g'fällt."

Die Stubentüre schließt sich hinter den beiden.

Monika nimmt ihr Strickzeug wieder in die Hand: Much zieht an seiner neuen Pfeife und schaut dann den Rauchwölkchen nach, die sich als feine Schleier unter der Stubendecke hinziehen. Es ist eine Weile ganz still in der Stube. Bis Much plötzlich sagt:

„Du, Monika — weil wir jetzt grad allein sind. Sag einmal, ist dir noch nix aufgefallen?"

„Was aufgefallen?"

Der Alte wiegt den Kopf ein paarmal hin und her.

„Es kann sein, daß ich mich täusch, aber — ich mein, der Michl ist verliebt in die Vevi."

„Geh, Much", lacht Monika herzhaft auf. „Da wirst dich täuschen." Sie schüttelt belustigt den Kopf. „Nein, das glaub ich net. Sie vertragen sich halt gut, weil sie sich von kindauf kennen. Der Michl hat ja die Vevi schon im Wagerl spazierngefahren, wie sie noch ganz klein war. Weißt doch, ich bin doch seinerzeit bei seinem Vater Haushälterin g'wesen."

„Ja, das weiß ich freilich noch. Ich hab ja auch g'sagt, daß ich mich täuschen kann. Mit achtzig Jahr laßt halt das G'schau ein wenig nach."

Still ist es wieder. Much treibt sein Spielchen mit den Rauchwölkchen, indem er den Mund spitzt, so daß lauter kleine Ringe herauskommen, und Monika strickt. Aber nach einer Weile läßt sie die Hände in den Schoß sinken, schaut vor sich hin auf den Stubenboden und sagt dann langsam:

„Wär denn das gar so weit gefehlt, wenn es wirklich so wär?"

Much schaut sie verdutzt an. „Ach so, du meinst wegen dem Michl?" Er schupft die Achseln. „Weiß auch net."

„Ein guter Knecht kann auch ein guter Bauer werden", spricht Monika weiter. „Und der Michl ist einer, auf den ein Verlaß ist."

„Da kann man nix sagen, g'wiß net", beteuert der Alte. „Was der anpackt, hat Hand und Fuß."

„Ich glaub aber, daß du dich getäuscht hast, Much."

„Möglich".

Damit ist das Gespräch beendet; denn Much hat keinen Anlaß dazu, weshalb er weiteres sagen soll. Er weiß es bestimmt, daß er sich nicht getäuscht hat.

*

Der Saal beim Brückenwirt ist brechend voll, und die Feier hat bereits begonnen, als die beiden den Saal betreten. Sie finden gerade noch zwei Plätze an der Schenke hinten und werden vorerst noch gar nicht so beachtet. Soeben wird der Christbaum versteigert. Die meisten Burschen steigern einen Ast, denn es hat ja jeder so eine heimlich Geliebte, der er damit seine Liebe beweisen will.

Da legt die Kellnerin im Vorbeigehen der Vevi auch so ein Astl hin.

„Von wem ist denn das Astl? forscht Michl, erhält aber darauf von der Kellnerin keine Antwort.

„Weißt es du auch net?" fragt er die Vevi.

„Kann mirs net denken", sagt das Mädchen und verbirgt das glühende Gesicht hinter dem Zweig.

„No ja, mich geht's ja auch nix an", meint Michl trocken.

Nach der Baumversteigerung wird ein kleiner Einakter vorgeführt. Hernach räumt man die Tische hinaus, rückt ein wenig zusammen, und der Vorstand erklärt, das nun getanzt wird.

„Tanzen wir?" fragt Michl und steht auf.

Vevi schmiegt sich in seine Arme und wiegt sich mit ihm im Takt eines Walzers. Wie schön, wie schön, muß sie immerzu denken. Sie tanzt das erstemal auf einem Tanzboden. Der Michl kann aber auch tanzen. Da darf schon einer hergehen. Wie fest und sicher sein Arm sie stützt. Sie lacht ihn ein paarmal an, und dann suchen ihre Augen an seiner Schulter vorbei und — finden.

Vorne bei der Musikantentribüne steht der Pankraz und läßt sie nicht aus den Augen. Dem Michl entgeht es nicht, und sein Gesicht spannt sich in schmerzhafter Sehnsucht. Einen Augenblick kommt er aus dem Takt, fängt sich aber gleich wieder und ist bemüht, mit seiner Tänzerin möglichst schnell von der Musikantentribüne wegzukommen.

Kaum aber sind sie an ihren Tisch zurückgekehrt, steht der Sägemüller-Pankraz schon vor ihnen.

„Tanzen wir, Vevi? Leihst sie mir schon einen Augenblick, Michl?" fragt er zu dem Knecht hin.

Nein! Nein! hätte der am liebsten geschrien. Doch er nickt nur und senkt den Kopf. Aus gesenkten Brauen heraus schaut er den beiden nach. Und er sieht, daß Vevi wie träumend in den Armen des andern liegt und ihre leuchtenden Augen aufhebt zu seinem flüsternden Mund. Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte sie auseinandergerissen.

Warum, Michael? Mit welchem Recht willst du dies tun? Hast du denn einmal schon verraten, was in dir lodert und glüht? Die Vevi weiß ja gar nichts von deinem Herzen. Also, sei vernünftig und bedenke — du bist ja doch nur der Jungknecht auf dem Kollerhof. Sie aber ist die Tochter und Erbin. Nimm dein Herz fest in die Hände, Michael — ganz fest und träum nicht so viel.

„Ich bin nur Knecht, nur der Jungknecht", sagt er leise für sich hin und verwünscht den Augenblick, als die Kollerin ihn auf den Hof holte. Er hatte es ja bereits vergessen gehabt, daß einmal, als er grad so richtig gehen und plappern konnte, im Hause seines Vaters, des Simon Brechtl, eine Magd war namens Monika. Dann kam ein kleines Mädchen, das man Genovefa taufte. Dieses kleine Mädchen hat er dann später, als er zu laufen begann, überall herumgeführt, in Feld und Wald, hat ihm Blumen gepflückt und den Kuckuck vorgemacht. Wie hat er geweint, als Monika mit der kleinen Vevi eines Tages plötzlich fortging und nicht mehr kam. Sein Vater hat dann wieder geheiratet, eine Frau, die lieblos und streng war zu ihm und seiner Schwester. Aber er ist trotzdem groß geworden, hat sein Kinderglück bereits vergessen, als Monika dann nach den langen Jahren plötzlich auftauchte im kleinen Brechtlhaus und ihn auf ihren Hof holte. Da sah er dann das kleine Mädl von einstmals wieder, und es kam für ihn die glücklichste Zeit, die er gelebt in seinen zwanzig Jahren. Bis heute —

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Eheduell.

Heitere Skizze von Peter Steffan.

Es war die erste ernsthafte Meinungsverschiedenheit ihrer Ehe. Sie waren fünf Jahre verheiratet und, von ein paar Plänkeleien abgesehen, seither immer gut miteinander ausgekommen. Zu Beginn hatten sie es nicht leicht gehabt. Aber Toni war ein tüchtiger Geschäftsmann, und allmählich stiegen die Einkünfte in einer beruhigenden Kurve an. In der letzten Zeit waren ihm dann einige besonders gute Abschlüsse geglückt, und auf dem Bankkonto hatte sich jenes runde Sümmchen angesammelt, von dem sie während der mageren Jahre immer geträumt hatten.

Woran sie damals nicht gedacht hatte, war, daß sie sich wegen der Verwendung der Ersparnisse in die Haare geraten könnten. Darüber waren sie jetzt nämlich durchaus entgegengesetzter Meinung.

Ingeborg, immer ein wenig romantisch, hatte sich einen Traum aus der Backfischzeit in die Ehe hinübergerettet. Sie wollte, daß sie miteinander sechs Wochen nach Baden-Baden fahren sollten. In ein erstklassiges Hotel, sechs Wochen lang einmal nicht jedes Fünfmarkstück zweimal umdrehen, sondern großzügig leben. Man brauchte natürlich auch einige neue Kleider dafür und sonst ein paar Kleinigkeiten.

Toni war dagegen. Wie Männer mal sind, war er für etwas handgreiflicheres. Er wollte ein Auto kaufen. Das sei ihm gleichzeitig fürs Geschäft von Nutzen, meinte er, und an Baden-Baden könnten sie nächstes Jahr immer noch denken.

Der Streit wogte ohne Entscheidung hin und her, es sah ganz nach einem Stellungskrieg auf lange Dauer aus.

Eines Abends jedoch kam Toni aufgeräumt nach Hause. „Denk dir", sagte er fröhlich, „was für einen fabelhaften Tabak ich da entdeckt habe. Englische Mischung, wirklich vorzüglich und dabei unglaublich billig. Hier, riech mal, gut, was?"

„Doch", sagte Ingeborg, „aber du rauchst doch nur Zigaretten, du hast ja nicht mal eine Pfeife."

„Ich habe natürlich gleich eine anständige Pfeife dazu gekauft. Erstklassiges Rosenholz, Wurzelstück, für 15 Mark spottbillig."

„Aber hör mal! Du hast mir doch immer erklärt, zu einer Pfeife gehöre ein Sportanzug, und du trägst doch immer nur Sakkos."

„Ja, ja", bemerkte Toni obenhin, „das ist schon richtig. Man muß wissen, was zusammenpaßt. Ich habe mir deshalb auch gleich zwei Sportanzüge gekauft und entsprechende Schuhe, ein paar Hemden und Sportstrümpfe auch."

„Aber", sagte Ingeborg etwas weinerlich, „du hast mir doch imer auseinandergesetzt, man müsse einen bestimmten Lebensstil haben, und wenn man sich sportlich anziehe, müsse man auch ein Sportsmann sein."

„Ganz richtig, deshalb bin ich auch dem Golfklub beigetreten und werde von jetzt ab regelmäßig viermal in der Woche abends Golf spielen."

„Aber der Platz ist doch draußen am Wannsee! Das geht doch gar nicht, ist doch zu umständlich, bis du da immer mit der Bahn hin und her fährst und . . ."

„Deshalb", sagte Toni, „habe ich ja einen Wagen gekauft, ich wußte gleich, du würdest meine Meinung teilen."

Schweigen. Ingeborg war aufs Sofa gesunken und begann zu weinen. „Weil du also einen neuen Pfeifentabak entdeckt hast", schluchzte sie, „mußt du ein Auto kaufen und hast das ganze Geld ausgegeben!"

„Tja, Liebling", sagte Toni belehrend, „da kann man nichts machen. Ein Ding löst das andere aus, das sind eben Kausalitäten, wie der Wissenschaftler sagt, Kausalitäten, Liebling!" —

Vierzehn Tage vergingen. Toni fuhr im neuen Auto herum und dachte selbstbewußt, daß man die Frauen nur richtig anpacken müsse. Man mußte mit der Wissenschaft anrücken, der waren sie nicht gewachsen.

Eines Abends kam er ziemlich abgearbeitet nach Hause und fand Ingeborg sehr munter und vergnügt ein Liedchen summend.

„Was gibt's denn?" fragte Toni brummig. „Du bist so vergnügt. Hast du in der Lotterie gewonnen oder was?"

„Denk dir", antwortete sie lächelnd, „ich hab' einen ganz fabelhaften neuen Nagellack entdeckt. Gar nicht aufdringlich, weißt du, ganz matter, weicher Glanz und dabei spielend leicht zu entfernen."

„So", sagte er uninteressiert, „Nagellack, Sorgen hast du, muß ich schon sagen! Übrigens paßt es gar nicht zu dir. Du betonst doch immer die sportliche Note in deinen Kleidern, so heißt das doch, wie?"

„Ja", erklärte sie, „ich werde mir eben einen anderen Stil zulegen, Gesellschaftsdame, weißt du. Meine Freundin Hertha hat mich zu ihrer neuen Schneiderin mitgenommen, und ich habe gleich verschiedenes bestellt."

„Verschiedenes?" fragte Toni mißtrauisch.

„Ja", sagte sie obenhin, „zwei Nachmittagskleider, ein großes und ein kleines Abendkleid und noch ein paar Kleinigkeiten."

„Aber das kostet doch ein Heidengeld!" sagte er erregt. „Und was willst du denn hier mit dem ganzen Kram, wir kommen doch so wenig in Gesellschaften?"

„Das war ganz mein Gedankengang, Liebster. Deshalb habe ich auch Herthas Bitten nachgegeben und fahre mit ihr nach Baden-Baden. Die Zimmer sind schon bestellt. Das Geld habe ich von der Bank abgehoben. Der Herr am Schalter war sehr freundlich, er sagte, du würdest das Konto schon wieder auffüllen."

Toni war in einen Sessel gesunken und kaute erregt an seiner Pfeife. „Also weil du einen neuen Nagellack entdeckt hast", sagte er mit bitterem Hohn, „kaufst du dir ein Dutzend Kleider und fährst sechs Wochen nach Baden-Baden."

„Tja, Liebling", belehrte sie ihn freundlich, „ein Ding löst das andere aus, das sind eben Kausalitäten, wie der Wissenschaftler sagt, Kausalitäten, Liebling. — Sag übrigens: du hast doch sicher nichts dagegen, wenn ich unseren neuen Wagen mit nach Baden-Baden nehme?"

Toni warf seine Pfeife in den Papierkorb. „Nein, ich habe nichts dagegen", erwiderte er dumpf, „ich werde keine Gelegenheit haben, mit dem Wagen zum Golfspielen hinauszufahren. Ich werde völlig damit beschäftigt sein, unser Konto aufzufüllen."

Die Hundedame.

Anekdote von Franzi Jörg.

Um 1828 beherbergte die kleine Residenz Detmold zwei der hoffnungsvollsten, aber auch gegensätzlichsten jungen Künstler: den Dichter und Rezensenten Dietrich Grabbe und den Komponisten und Textdichter Albert Lortzing.

Grabbe war der Schrecken der kleinen Stadt. Durch seine bissigen und vielfach ungerechten Kritiken hat er sich schnell und gründlich überall unbeliebt gemacht. Der gleichaltrige Lortzing, der damals sich und seine kleine Familie als Tenorbuffo durchs Leben sang, wagte es als einziger, Grabbes Maßlosigkeiten entgegenzutreten und in kecken, knappen Antwort-Artikeln treffsicher und humorvoll richtigzustellen.

Grabbe schimpfte, fühlte sich aber trotzdem von Lortzings heiterer Ironie angezogen. Eines Morgens führte der Zufall die beiden Gegner im dämmrigen Gewölbe des Detmolder Ratskellers zusammen. Von den Wortgefechten, welche die nun beginnende Freundschaft der beiden einleitete, ist der neugierigen Nachwelt nichts überliefert worden. Gegen Mittag stellten die erstaunten Detmolder lediglich fest, daß die bisherigen Gegner Arm in Arm das weinselige Gewölbe verließen.

Sie wandten sich dem fürstlichen Parke zu und ließen sich auf einer der breiten, weißen Bänke nieder, die zu beiden Seiten eine hohe Taxushecke säumte. In der Freude ihrer neuen Freundschaft überboten sie sich gegenseitig an wohlgemeinten Ratschlägen wie man als junger Autor am erfolgreichsten den maßgeblichen Kunststellen seine ersten Geisteskinder anbiete.

So vertieft waren beide in ihr Gespräch, daß sie des fetten, weißen Zwergspitzes kaum achteten, der übellaunig kläffend vor ihrer Bank herumsprang. Da sein unruhiges Lärmen erfolglos blieb, beschloß er, sich die vermißte Aufmerksamkeit fühlbar zu erzwingen. Er sprang vor, faßte mit spitzen Zähnchen Grabbes Hosenbein und vorwitzigerweise auch ein Stück des Dichters Wade. Diese Unfreundlichkeit beantwortete Grabbe prompt mit einem kräftigen Fußtritt. In hohem Bogen flog das unartige weiße Wollknäuel in ein dichtes Rhododendrongebüsch.

„Oh, mein armes Vögelchen!“ schrillte es da hinter der Hecke auf. Kleiderrascheln und das Knirschen des Sandes verrieten, daß die Besitzerin des vierbeinigen „Vögelchens“ sich anschickte, ihrem mit dem dichten Gezweig des blühenden Busches kämpfenden Liebling zu Hilfe zu eilen.

Lortzing zog den verblüfften Grabbe schnell hoch und schritt mit ihm eilig dem Ausgang des Parkes zu. „Wissen Sie, wessen Köter Sie da eben durch die Luft befördert haben?“

„Bleibt gleichgültig!“ knurrte Grabbe verärgert.

„Das bleibt es nicht, mein Lieber. Es war Fräulein von S. Soll mich wundern, wie die Rache der beleidigten Hundedame, unserer holden Kollegin in musae, ausschauen wird!“

Diese „Rache“ dieses mit mehr Ehrgeiz als Talent schriftstellernden, alternden Fräuleins, das seit Monaten ungebeten die Gastfreundschaft des kunstsinnigen Fürsten Leopold Alexander in Anspruch nahm, erschien schon in der nächsten Nummer des in Detmold am meisten gelesenen Gesellschaftsblattes.

Grabbe sandte die Zeitschrift umgehend durch einen Boten an Lortzing. Der überflog den rot angekreideten Artikel und war über die Maßen erstaunt. Das boshafte Fräulein gab hier nichts weniger als das erlauschte Gespräch der beiden Freunde im Park wieder, aber so geschickt verdreht und verstümmelt, daß jedem unbefangenen Leser die beiden Freunde bald als alberne Tröpfe, bald als gerissene Gauner erscheinen mußten, die vor keinem Mittel zurückschreckten, um die Veröffentlichung ihrer Werke durchzusetzen. Beschließend warnte das rührige Fräulein alle in Frage kommenden Stellen recht eindringlich vor derartigen Strauchdieben der Kunst.

An den Rand dieses Artikels hatte Grabbe wütend gekritzelt: „Schweinerei! Erwürgen wir das Weib!!“

Lortzing lachte und schrieb darunter: „‚Schweinerei‘ stimmt! Aber Erwürgen liegt mir nicht. Unternehmen Sie noch nichts! Kommen Sie heute abend ins Theater!“

Nichts spricht sich in einer kleinen Residenz so schnell herum wie ein nettes, handfestes Skandälchen. So kam es, daß die guten Detmolder an diesem Abend ihr Theater in der stillen Hoffnung betraten, von ihrem Tenorbuffo eine Erwiderung auf den ehrenrührigen Artikel des Fräulein von S. zu hören.

Der lustige Spottvogel enttäuschte sie nicht. An passender Stelle unterbrach er seine Rolle, wandte sich an das erwartungsvolle Publikum mit den ironischen Worten: „O Freunde, welch' hohe Hilfsbereitschaft gibt es doch unter Kollegen in musae!“

Und dann sang Lortzing den Lauschenden die ganze Entstehungsgeschichte des bösen Artikels in launigen Versen zu einer eigenen, frischen Marschweise vor.

Zum innigen Entzücken der Zuhörer flog das Hündchen mit kühnem Melodieschwung in die Rhododendren, und spöttelnde Koloraturen ließen eine schrille Stimme „Oh, mein Vögelchen“ klagen. Lortzing schloß mit einem ironischen Dank an die Lehrmeisterin, die mit ihrem Verhalten wohl den jüngeren Kollegen habe ein Beispiel zur Nachahmung geben wollen. „Allein“ — so etwa klang sarkastisch sein Lied aus —

„Wir sind zu ungelehrig, wollen's auch nicht lernen,
Wie man auf Kosten and'rer armer Seelen
Erbärmlich sich der hohen Stellen Gunst erschleicht!“

Stürmisch gaben die guten Detmolder ihre Zustimmung zu dieser „Ungelehrigkeit“. Dem höchlichst amüsierten Fürsten Leopold aber blieb nichts anderes übrig, als eine Wiederholung der seinen Gast zurechtweisenden Worte zu verbieten.

Dies Verbot sprach sich wiederum mit Windeseile im kleinen Städtchen herum, mit dem Erfolg, daß am nächsten Abend das Theater ausverkauft war.

Dem Publikum stockte der Atem im angenehmen Erschrecken, als Lortzing wiederum sein Spiel unterbrach und an die Rampe trat. Jedoch sprach er, laut Verbot, kein Wort. Statt dessen trällerte er wortlos, aber mit lebhaftem, witzigem Mienenspiel die kecke, spottende Marschweise in das Publikum und hatte so, erneut, den ehrenrührigen Artikel seiner Feindin auf die spitzen Notenfähnchen seiner übermütigen Melodie aufgespießt.

Als die begeisterten Detmolder nach Hause gingen, trällerten sie nach Herzenslust die leichtfaßliche, draufgängerische Weise.

Und damit war das Schicksal des Fräulein von S. in Detmold besiegelt. Wo immer es auftauchte, überall summte, sang und pfiff ihm die wortlose, frische Weise entgegen.

Drei Tage kämpfte des Fräuleins verachtender Hochmut gegen die beschwingten Pfeile kecker Töne an. Am vierten Tage aber holperte eine der Hofkutschen mit aufgeschnallten Koffern über das bucklige Pflaster dem Stadttore zu. Aus der verhängten Kutsche quäkte die mürrische Stimme eines verzogenen Hündchens.

Die guten Detmolder schauten gemächlich hinter dem schwankenden Gefährt drein und bestätigten einander schmunzelnd: „Das Fräulein von S. auf der Flucht vor Lortzings heiterer Melodie!“



Lustige Ecke



Dankbarkeit

Alle vierzehn Tage kam Kümmel zu Besuch. Diesmal empfing ihn die Hausfrau mit einem süßsauren Lächeln.

„Wollen Sie bitte mit in den ersten Stock kommen?“ Kümmel ging mit in den ersten Stock. „Wollen Sie bitte mit in das Kinderzimmer kommen?“ Kümmel ging mit in das Kinderzimmer.

Im Kinderzimmer sah es toll aus. Der Spiegel war in Trümmer, die Fensterscheiben waren durchlöchert, aus den Tapetenwänden hingen die Fetzen, auf der Kommode standen Vasen in Scherben und der Glaskronleuchter hing in Stücken. Kümmel stand und schaute.

„Und jetzt, mein lieber Herr Kümmel“, sagte die Hausfrau, „möchte ich Ihnen noch einmal von ganzem Herzen danken, daß Sie meinen Jungen zum Geburtstag eine Armbrust geschenkt haben.“ („Jugend“.)

*

Spielt keine Rolle.

Junger Herr: „Denken Sie, gnädiges Fräulein, eine Wahrsagerin prophezeite mir gestern, ich würde eine Blondine heiraten!“ —

Junge brünette Dame: „So? Und sagte sie auch, wann das sein würde?“ —

Junger Herr: „In drei Monaten.“ —

Junge Dame: „Bis dahin ließe sich das machen.“

*



„Mein Sohn hat plötzlich das Interesse für Musik verloren, jetzt will er Zahnarzt werden.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.